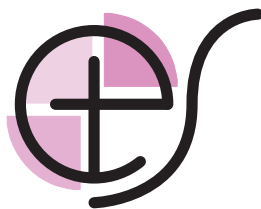


# Evangelische Sammlung in Württemberg



RUNDBRIEF 82

*Kirché in der Stadt*



Dezember 2018



## Inhalt

---

Kirche in der Stadt	<i>Andreas Schäffer</i>	3
Kirche in der Stadt	<i>Johannes Reinmüller</i>	5
Kirche findet Stadt - am Beispiel „Stuttgart“	<i>Andreas Schäffer</i>	9
Wie erreichen wir die Menschen in der Stadt?	<i>Steffen Beck</i>	14
Impulse für die Gemeindegarbeit in der Stadt	<i>Werner Schmückle</i>	18
Die Stadt	<i>Ralf Meister</i>	21

### Adressen der Autoren:

Steffen Beck  
Zeppelinstraße 7c, 76185 Karlsruhe  
office@icf-karlsruhe.de

Landesbischof Ralf Meister  
Haarstraße 6, 30169 Hannover  
landesbischof@evlka.de

Dr. Johannes Reinmüller  
Lerchenstraße 3, 72649 Wolfschlügen  
johannes.reinmueller@web.de

Andreas Schäffer  
Veielbrunnenweg 69, 70372 Stuttgart  
andreas.schaeffer@cvjm-stuttgart.de

Kirchenrat Dr. Werner Schmückle  
Dürnauer Weg 26B, 70599 Stuttgart  
werner.schmueckle@arcor.de

Andreas Schäffer



## Kirche in der Stadt

So lautet das Thema des Rundbriefs der Evangelischen Sammlung, den Sie in Händen halten. Ist das notwendig? Ist Gemeindegarbeit in der Stadt wirklich so verschieden von der Arbeit in ländlichen Gemeinden? Glauben Christen in der Stadt anders? Und hat Kirche nicht gerade im ländlichen Raum ihre besondere Herausforderung, weil durch den Pfarrplan die flächendeckende Präsenz in Frage gestellt ist?

Ich meine, nach 13 Jahren Gemeindegarbeit in zwei schwäbischen Weindörfern und mittlerweile acht Jahren in Stuttgart, dass es sich lohnt den städtischen Kontext näher zu betrachten. Was ist in der Stadt anders?

### **Die Stadt ist vielfältig!**

Jede Stadt ist ein einzigartige Mischung von verschiedenen Menschen aus verschiedenen Kulturen und Lebenswelten. Von meinem Innenstadt-Büro aus sehe ich die unterschiedlichsten Menschen je nach Tageszeit, die außer der Benutzung derselben Straße keine Gemeinsamkeit haben: Berufstätige, Manager in der Mittagspause, Studenten auf dem Weg zur Uni, Shopping Besucher der Königstraße, Wohnungssuchende, Nichtsesshafte, Theaterbesucher, Schüler, Rentner auf dem Weg zur Liederhalle ....

### **Die Stadt verändert sich!**

Neue Moden, neue Geschäfte, aktuelle Trends – alles Neue schlägt immer zuerst in der Stadt auf, nicht zuletzt, weil hier Menschen leben, die das Neue lieben.

### **Die Stadt ist klein!**

Auch wenn die Stadt groß erscheint und die Wege tatsächlich weit sind, emotional ist die Stadt wie ein Dorf. Menschen sind unterwegs zur Arbeit, zu Freunden, zum Lieblings-Italiener, zum Gottesdienst. Eine halbe Stunde Fahrt zum Gottesdienst am Sonntagvormittag ist für Viele normal – was würde dies in ländlichen Regionen bedeuten?

### **Die Stadt ist wie ein großes Kaufhaus!**

Alles ist da, alles ist verfügbar. Ich kann, darf und muss entscheiden, was mir gefällt und was zu mir passt. Dies gilt für Läden, Kneipen, Kulturveranstaltungen und Gottesdienste. Man wäre ja schließlich dumm etwas zu wählen, das einem nicht gefällt.

### **Die Stadt ist einsam!**

Menschen der Stadt haben in der Regel weniger Beziehungen. Die schnelle Taktung des Lebens und der häufige Umzug innerhalb der Stadt sorgen dafür, dass wenig Zeit zur Pflege und zum Knüpfen von Beziehungen bleibt. Umso wichtiger ist dann das vorhandene Beziehungsnetz.

angedacht...



Gemeindearbeit und Kirche müssen sich auf diese Situation einstellen. Sie ernst nehmen und nicht als typisch dekadentes Stadtmenschentum abwerten. Paulus ist den Juden ein Jude, den Heiden wie ein Heide und den Stadtmenschen ein Stadtmensch geworden. So konnte er Menschen gewinnen. Ich wünsche mir viele Christen als Stadtmenschen, die ihre Stadt auf dem Herzen haben, um in ihr Zeugnis ihres Glaubens zu geben.

Paulus hatte Missionsarbeit in Europa und Kleinasien in den städtischen Zentren begonnen. Für ihn war klar, dass sich das, was sich in den Städten entwickelt, langfristig auch in den länd-

lichen Regionen durchsetzt. Städte sind die Trendsetter jeder Region. Aus diesem Grund ist die missionarische Arbeit in der Stadt auch heute von großer Bedeutung. Verliert das Christentum in den säkularen deutschen Städten seine Ausstrahlungskraft, werden es längerfristig auch die Gemeinden der ländlichen Regionen vor allem bei jüngeren Menschen schwer haben, sie zu erreichen. Wenn Kirche als Volkskirche relevant sein will, spielt ihre Rolle in der Stadt eine entscheidende Rolle.

Wir wünschen uns, dass dieses Heft Lust macht, Kirche in der Stadt neu zu denken.

Dr. Johannes Reinmüller



## Kirche in der Stadt

Pfarrer auf der Projektstelle für neue Aufbrüche und innovatives Handeln in der Evang. Landeskirche in Württemberg

Der Wilhelmsplatz in Stuttgart Bad-Cannstatt ist kein schöner Ort. Graffiti-besudelte Nachkriegsbauten säumen die Straßen und Stadtbahngleise. Die Luft ist geschwängert von Abgasen und von billigem Bratenfett der umliegenden Imbissbuden. Württemberg hat schönere Orte: Das Ulmer Münster, die Treppe vor Schwäbisch Halls Michaelskirche, der Hof vom Kloster Maulbronn. Der Wilhelmsplatz ist aber interessanter – verrät er doch viel über die Zukunft der Menschen Württembergs und über die Zukunft der Württembergischen Landeskirche. Die Passanten des Wilhelmsplatzes sind jung, sie haben oft Migrationshintergrund und sind – höchstwahrscheinlich – nicht Mitglied der Evangelischen Landeskirche in Württemberg. Der Wilhelmsplatz in Bad-Cannstatt ist kein Sonderfall, sondern ein Abbild einer städtischen Entwicklung, die sich in Zahlen niederschlägt: Seit einigen Jahren gehört die Mehrheit der Stuttgarter keiner der Volkskirchen, weder der Evan-

gelischen Landeskirche in Württemberg noch der Römisch-katholischen Kirche, mehr an; Tendenz: weiter steigend. Bei den unter 20-jährigen sind noch knapp ein Drittel der Bevölkerung Mitglied einer Volkskirche. Bei diesem Befund könnte man meinen, dass es sich um eine Entwicklung handelt, die nur Städte und nicht den ländlichen Raum betrifft. Doch die religiöse Entwicklung in den Städten verläuft nicht anders, sondern ist nur weiter fortgeschritten. Städte sind lediglich die Seismographen einer sich verändernden Gesamtgesellschaft.

Da nur die beiden großen Volkskirchen verlässliche Zahlen zur Mitgliederentwicklung liefern können, bleibt bei diesem Thema häufig die Entwicklung der Freikirchen unberücksichtigt. Gerade Freikirchen spielen in Städten bei jungen Deutschen und Migranten, beides Gruppen, die in der Evangelischen Landeskirche stark unterrepräsentiert sind, eine Rolle.



## **Warum ist die Landeskirche in den Städten auf dem Rückzug?**

Das Programm der Evangelischen Landeskirche in den Städten ist grob gesagt auf zwei Bevölkerungsbereiche ausgerichtet: Auf die traditionell-bürgerlichen und auf die liberal-ökologischen Milieus. Die Kirche hat sich nicht auf diese Milieus festgelegt, weil eine starke Nachfrage davon ausgegangen wäre, sondern die traditionell-bürgerlichen Milieus wurden angesprochen, weil die Kirche mit ihren Liedern, ihrer Liturgie, ihrer Sprache usw. seit langer Zeit ein solches Profil innehatte. Paul-Gerhard-Lieder, Bachkonzerte und Bildungsvorträge zeugen bis heute davon. Die andere Fixierung der Volkskirche in den Städten auf die liberal-ökologischen Milieus ist häufig Resultat der politisch-sozialen Prägung dortiger Pfarrer. Friedensgebete, ökologische Zertifizierung der Kirchengemeinden und Sozial- und Umweltthemen in der Gemeindegarbeit zeugen davon. Es wäre falsch, all diese Milieus fortan zu vernachlässigen. Aber die starke Fokussierung auf diese erwähnten Milieus in Form von Gemeindeangeboten, Gottesdienstformen und Erscheinungsbild ist gerade in Städten nicht zukunftssträftig. Denn die traditionell-bürgerlichen Milieus sind demographisch bedingt besonders in den Städten am Schwinden und die liberal-ökologischen Milieus sind historisch bedingt eher säkular orientiert und selbst in Städten viel kleiner als die starke Ausrichtung städtischer Kirchengemeinden das vermuten lässt.

Neue und vor allem stark wachsende städtische Milieus und deren Bedürfnisse finden in den Angeboten der Volkskirchengemeinden hingegen kaum Beachtung. Nicht selten finden selbst kirchlich sozialisierte junge Menschen in den Angeboten ihrer nächstgelegenen Kirchengemeinde zwischen Seniorenkreisen, Vortragsabenden zum Thema „Demenz im Alter“ und Vernissagen kein passendes Angebot und wenden sich frustriert von ihrer Ortskirchengemeinde ab. Man kann dann für diese Menschen von Glück sprechen, wenn sie nicht komplett mit Kirche und Kirchengang brechen, sondern aus einem Pragmatismus heraus in einer Freikirche Heimat finden. Häufiges Wechselkriterium ist, dass dort Angebote gefunden werden, die den Bedürfnissen ihrer Kultur, ihres Lebensabschnitts und ihrer Lebensfragen entsprechen, wie z.B. die Kinderbetreuung während des Gottesdienstes, familienfreundliche Gottesdienstzeiten, gemeinsame Freizeitaktivitäten, Beratung in Fragen der Erziehung und der Ehe, usw.. Auch prekäre Milieus, also Menschen am Rande der Gesellschaft, die aufgrund mangelhafter Bildung und Deutschsprachkenntnisse in einer beschleunigten digitalen Gesellschaft nicht mithalten können und besonders in Städten häufig anzutreffen sind, werden selten in städtischen Volkskirchengemeinden heimisch. Häufig betrachtet man sie als Opfer einer gesellschaftspolitischen Entwicklung und fixiert sie auf die Rolle des Empfängers diakonischer Leistungen, will ihnen aber nicht in der Kirchengemeinde als Glaubensgeschwister auf Augenhöhe begegnen.

## Lösungsansätze

Es spricht eine deutliche Sprache, wenn besonders in Städten stark vorherrschende und wachsende Milieus (jung, Migrationshintergrund, multioptional, pragmatisch) kaum noch in landeskirchlichen Gemeinden Heimat finden, sondern für das Evangelium unerreicht sind oder bestenfalls sich einer Freikirche zuwenden.

Dabei können die Eigenschaften dieser urbanen und wachsenden Milieus einer neuen städtischen Kirchengemeindestruktur zuträglich sein. Da die Mobilität und Flexibilität dieser städtischen Milieus sehr hoch sind und eine Heimat- und Traditionsverbundenheit mit „ihrem Kirchturm“ kaum bestehen, könnten in einer Stadt einfacher denn je Schwerpunktgemeinden gebildet werden. Jede Kirchengemeinde sollte ein bis zwei Milieus ansprechen anstelle dem unerreichten Ideal anzuhängen, eine Gemeinde für alle und alle Bedürfnisse zu sein. So könnte Gemeinde A in einem Stadtviertel mit vielen jungen, expeditiven Menschen niederschwellige und kreative Gottesdienste in Bars und Läden abends unter der Woche anbieten, da die vielen Wochenendpendler und Alleinerziehenden am Sonntag nicht kommen. Gemeinde B hingegen nimmt sich zum Schwerpunkt, eine Gemeinde für Menschen mit arabischem Hintergrund zu sein. Gottesdienste mit Übersetzung, orientalischer Musik, Kinderprogramm, anschließendem Essen und einem reichen Sport- und Familienangebot bilden den Schwerpunkt. Gemeinde C liegt in einem etabliert-bürgerlichen Viertel: Gottesdienste sonntags um 8

Uhr und 9.30 Uhr, einer davon als Deutsche Messe, sind Standard, ebenso wie die zahlreichen Orgelkonzerte und Gesprächsabende.

Diese Lösungsansätze stellen andere Ansprüche an die Pfarrer als bisher. Für Pfarrer ist das Kriterium sich auf eine bestimmte Kirchengemeinde zu bewerben oft ein sehr praktisches. Wer viele Kinder hat (und noch einen Hund), den zieht es aufs Land in ein großes Pfarrhaus mit reichlich Garten. Wer vom Land stammt, mag nicht in die Stadt und umgekehrt. Diese oft sehr pragmatischen Kriterien haben zur Folge, dass nicht alle Pfarrer, die in Städten ihrem Dienst nachgehen, die spezifische Herausforderung ihres Umfeldes erkennen und geeignet sind, mutig und milieusensibel Lösungsansätze zu erproben. Die Pfarrerausbildung ist gut und gründlich, sie befähigt Vikare, die bisherigen Grundaufgaben des Pfarrdienstes zu meistern. Eine sich rasant verändernde Gesellschaft und entsprechend verändernde Kirche – gerade in der Stadt – stellt aber neue Ansprüche an neue Ausbildungsinhalte. Wenn Kirche – gerade im städtischen Bereich – den Anspruch haben will, eine Volkskirche zu sein, reicht es nicht, verwaltende Amtsperson, Prediger, Seelsorger, Religionspädagoge zu bleiben, sondern auch Pionier, Missionar und Ermöglicher zu werden.

All diese Lösungsansätze, mögen sie noch so ambitioniert umgesetzt werden, bleiben formal und damit hohl, wenn sie nicht geistlich durchdrungen sind. Von Wolfgang Huber stammt der vielzitierte Satz: „Wo evangelisch draufsteht, muss auch evangelisch drin sein“. Dieser Satz

gilt nach wie vor und er gilt noch viel mehr in Zukunft für eine Kirche in der Stadt. Ist die Kirchengemeinde auf dem Land noch viel stärker eine kulturelle und soziale Größe, die aufgrund fehlender Alternativen auch gerne als kultureller Dienstleister unverzweckt geschätzt wird, ist eine solche Universalpositionierung der Kirche in der Stadt unprofessionell und kräftezehrend. Wer in der Stadt Theater liebt, braucht kein Laientheater im evangelischen Gemeindehaus, sondern schätzt die Auswahl der vielen Bühnen vor Ort. Wer gerne Sport treibt, sucht aller Wahrscheinlichkeit keine Kirche, sondern einen Sportverein oder ein Fitnesszentrum auf. Wer sich gerne mit Fragen des ökologischen Lebensstils und der sozialen Gerechtigkeit befasst, findet in einer Stadt Parteien, NGOs und Verbände, die diese Themen besser, weil in Reinform und Professionalität voranbringen.

Gerade in einer Stadt ist Kirche aufgrund vieler professioneller Anbieter mehr denn je gezwungen, sich auf ihr Alleinstellungsmerkmal zu besinnen und dies – gerne auch mit Hilfe von Sport und Kultur – zu vermitteln. Erst jüngst

veröffentlichte die Evangelische Kirche in Stuttgart einen Imagefilm. Cineastisch ist der Film sehr gut gemacht. Er stößt nicht vor den Kopf, sondern er lädt ein. Wozu? In dem Film wird gemalt, geklettert und gehüpft. Es sind alles Aktivitäten, die der Kirche helfen können, das Evangelium unter die Menschen zu bringen. Aber es sind Aktivitäten, die in den vielen Sportvereinen, den vielen Kunst- und Volkshochschulen einer Großstadt auch gemacht werden können – und ich behaupte: viel besser, weil professioneller, weil in Reinform gemacht werden können. Wenn Malen, Klettern und Hüpfen auch außerhalb der Kirche – und wahrscheinlich sogar besser – gemacht werden kann, fragt man sich: „Wozu gibt es dann die Kirche?“ Der Film erwähnt es mit keiner Silbe. Es wäre so, als würde die Lufthansa einen Imagefilm zeigen, in dem es um Tomatensaft und Zeitungen, um Rollkoffer und um Erdnüsse geht, das Fliegen aber mit keiner Silbe erwähnt würde. Die Kirche muss nicht von der Wirtschaft lernen, sie muss nur hinschauen – immer in die Bibel und manchmal auf den Wilhelmsplatz.





Andreas Schäffer



## Kirche findet Stadt - am Beispiel „Stuttgart“

### Wahrnehmungen

Zunächst will ich den Blick auf die Kirchengemeinden der Stadt richten. Diese sind parochial ausgerichtet und erleben durch den Pfarrplan immer mehr Zusammenschlüsse zu großen Gemeinden mit mehreren Gottesdienst-Standorten. In der Innenstadt gibt es Gemeinden mit klaren inhaltlichen Profilierungen. Diese sind offen für Menschen mit besonderen Erwartungen an den Gottesdienst oder das Gemeindeleben. Sie erreichen durch ihre zentrale Lage Menschen weit über die Stadtgrenzen hinaus. Da dies aber in der klassischen kirchlichen Struktur nicht vorgesehen ist, führt es immer wieder zu Problemen, etwa bei der Steuerzuweisung oder Fragen rund um den Pfarrplan.

Neben den klassischen Kirchengemeinden gibt es weitere Gemeinden, die in unterschiedlicher Weise mit der Kirche verbunden sind, aber nicht oder nur eingeschränkt den parochialen Gemeinden gleichgestellt sind. Dazu gehören der Offene Abend, der Jestustreff und der CVJM Stuttgart. Die klassischen Gemeinschaften haben sich in Stuttgart zu de facto eigenen Gemeinden entwickelt. Eine Beziehung zur Landeskirche ist wenig ausgeprägt.

Neben diesen unregelmäßigen Verben unter dem weiten Dach der Volkskirche ist seit den 80er Jahren die Zahl freier Gemeinden kontinuierlich angestiegen. Da sind zum einen die klassischen Freikirchen wie FEG, Methodisten und Baptisten. Zum anderen gibt es in Stuttgart neue junge Gemeinden, die einen großen Zulauf erleben. Zu nennen sind die City Chapel, ICF, Doxa Deo und andere. Die größte Gemeinde in Stuttgart, und auch in Deutschland, ist das Gospel Forum mit allein 6000 Gottesdienstbesuchern pro Sonntag. Die Zahl der Gottesdienstbesucher ist im freikirchlichen Bereich etwa doppelt bis dreimal so groß, wie in den landeskirchlichen Gemeinden.

Zu dieser Gemeindevielfalt unter den „deutschen“ Gemeinden kommt noch eine unübersehbare Anzahl von Migranten-Gemeinden. Sie unterscheiden sich sehr in Größe und konfessioneller Ausprägung. Nach einer vorsichtigen Schätzung muss man in Stuttgart mit 200 bis 250 solcher Gemeinden rechnen

Als Allianz-Vorsitzender führe ich im Jahr zwei bis drei Gespräche mit Menschen, die in Stuttgart neue Gemeinden gründen wollen. Dabei spielen oft Zielgruppen, Stil- und regionale Fragen eine größere Rolle als konfessionelle Hinter-

gründe. Allein im Netzwerk der Allianz sind 40 Gemeinden vertreten, ohne dass damit alle Gemeinden erfasst wären.

Besonders signifikant ist die Verteilung der Generationen. Grundsätzlich kann man sagen: je jünger die Personen sind, desto wahrscheinlicher besuchen sie einen Gottesdienst der jungen, meist charismatisch ausgerichteten Gemeinden. Dies führt zum Verlust ganzer Generationen in klassischen Gemeinden und Gemeinschaften. Grund dafür ist ein kontinuierlicher Prozess unter den jüngeren Christen. Sie suchen sich die Gemeinde, die zu ihrem Lebensgefühl und ihren Erwartungen an Gemeinde passt. Zu diesen Erwartungen gehören zeitgemäße Musik, ansprechende Räume, lebensnahe Predigt, authentische Beziehungen und gute Betreuung für Kinder. Dieser Prozess wird in 10 bis 15 Jahren zu einer tiefgreifenden Veränderung der Gemeindeflandschaft führen. Viele Gemeinden werden verschwinden, weitere neue Gemeinden werden entstehen.

### **Vielfalt als Chance**

Die Sinus Milieustudie hat den Blick für die Vielfalt der Bevölkerung in der Stadt geschärft. Mit der Vielfalt der Gemeinden wird ein relativ breites Spektrum von Milieus und Lebenswelten abgedeckt. Diese Vielfalt von Gemeinden und Gemeinschaften ist aus dieser Perspektive keine Verfallserscheinung, sondern notwendige Ausdifferenzierung, um die Menschen in der Stadt zu erreichen. Ein realistischer Blick zeigt aber, dass es trotz solcher Vielfalt viele Milieus und Lebenswelten gibt, die keine Gemeinde oder keinen für sie naheliegenden Got-

tesdienst haben. Trotz der gewachsenen bunten Gemeinde-Landschaft gibt es noch viele Bereiche, in denen Gemeinden und Kirche – noch – nicht Fuß fassen konnten.

Für die Zukunft von Kirche in der Stadt ist dieses konfessions- und gemeindeübergreifende Denken unbedingt notwendig. Die Stadt wächst nach den aktuellen Zahlen durch Zuzug jährlich um 2- bis 3000 Menschen. Gleichzeitig stagniert die Zahl der Gottesdienstbesucher und geht die Zahl der Kirchenmitglieder zurück. Der gesellschaftliche Trend ist so, dass der Anteil der Christen in der Stadt stetig weiter sinkt. Keine Gemeinde und Konfession kann allein etwas an dieser Situation ändern. Nur gemeinsam, mit vernetztem Denken und einer kirchlichen Vielfalt, die die Vielfalt der Stadtgesellschaft abbildet, ist eine Marginalisierung des Evangeliums zu verhindern.

Kirche in der Stadt ist Leib Christi in seiner Vielfalt. Jede starke Gemeinde dient dem Ganzen. Jede Gemeinde und Gemeinschaft, und sei sie noch so klein, wenn sie sich mit ihren Gaben in das Ganze einbringt, stärkt sie den Leib Christi. Damit in der Vielfalt aber auch die Einheit der Christen und des Leibes Christi sichtbar werden kann, braucht jede Gemeinde den Blick für das Miteinander und für die gemeinsame Sendung Gottes in die Stadt. Aus meiner Sicht ist dieser Blick für das Miteinander nicht etwas, das in irgendeiner Weise auch noch zu den Aufgaben der Gemeinde gehören sollte. Nein, der Blick für das Ganze ist notwendiger Teil der Gemeindegarbeit in der Stadt. Gerade große Ge-

meinden oder Verbände stehen in der Versuchung zu meinen, auf dieses Miteinander nicht, nicht mehr oder noch nicht angewiesen zu sein. Sie schaden damit nicht nur sich, sondern dem Ganzen.

Deshalb müssen wir lernen, Vielfalt nicht als Verfall, sondern als Chance und Geschenk wahrzunehmen. Wir müssen als Gemeinden, Kirchen und Werke lernen, einander zu fördern und zu unterstützen und dabei um des Ganzen willen die eigenen Egoismen zurückzustellen. "Helft einander, die Lasten zu tragen. So erfüllt ihr das Gesetz, das Christus gegeben hat." (Gal 6,2 Basis-Bibel) Aber es geht nicht nur darum, einander positiv zu fördern, sondern zugleich voneinander zu lernen. Um den Menschen, um der Vielfalt und der Veränderung der Stadtgesellschaft gerecht zu werden, braucht es einen weiten Horizont, braucht es die Bereitschaft zu eigener Veränderung und Erneuerung. Was andere Gemeinden machen, wie andere Gemeinden schulen, leiten, predigen oder Gott loben, kann anregen, herausfordern und ermutigen, in der eigenen Tradition flexibel zu bleiben.

Ich bin überzeugt, dass wir in Stuttgart noch viele weitere Gottesdienst-Standorte benötigen. Dabei ist der Begriff Standort nicht nur regional sondern auch lebensweltlich zu verstehen. So widersprüchlich es klingt, es gilt in Vielfalt und Einheit zu wachsen.

### **Missionarische Herausforderung**

Timothy Keller, Pastor einer New Yorker Gemeinde bringt es treffend auf den

Punkt: Missionarische Arbeit in der Stadt ist „schwierig“.

Warum? Zunächst bedeutet die Vielfalt der Stadtgesellschaft, dass es vielfältige Wege und Formen braucht, um die Menschen zu erreichen. Zugleich erscheint die Stadtgesellschaft gegenüber Glaubensfragen gleichgültig. Religion und Glaube scheinen die Menschen nicht oder nicht mehr zu interessieren. Die Stuttgarter Lokale sind am Sonntagvormittag überfüllt und die Gäste würden nie auf den Gedanken kommen, vor dem Brunch einen Gottesdienst zu besuchen. Ein bewusstes Wissen um den Gottesdienst ist nur noch bei wenigen Menschen vorhanden. Bei 600.000 Einwohnern finden sich nur maximal 10.000 in den Gottesdiensten. Leider kommen von diesen viele nicht einmal aus Stuttgart, sondern aus dem Umland!

Hinter dieser Gleichgültigkeit nehme ich die Anzeichen einer postchristlichen Kultur wahr. Das Christentum hat uns viele gute Werte gebracht. Aber warum sollte man mit den guten Werten auch den dogmatischen Überbau annehmen? Das Christentum mit dem Glauben an einen Gott, dem die Menschen verantwortlich sind, passt nicht in unseren Zeitgeist. Nach ihm hat jeder seinen Glauben und seine Wahrheit. Und jeder, der auf eine Wahrheit beharrt und sich über andere stellt, ist intolerant und verdächtig. Im Grunde gilt Vielen das Christentum als veraltet und irrelevant für die Zukunft. Eine grundsätzliche Ablehnung gegenüber einem Glauben an einen Gott, dem die Menschen im Leben und im Sterben verantwortlich sind, zeigt sich immer mehr. Eine solche

Überzeugung gilt als intolerant, rückwärtsgewandt und für den gesellschaftlichen Konsens als gefährlich.

Wie kann Evangelisation und Mission in diesem Kontext geschehen?

Vor allem sind meines Erachtens gelebte Beziehungen entscheidend. Nur wenn Menschen sehen und erleben wie Christen sind und wie sie leben, kann es gelingen Vorurteile zu überwinden und Christliches an sich heranzulassen. Wir müssen Christen ermutigen, in ihrem sozialen Umfeld positiv und einladend von ihrem Glauben zu erzählen und ihn authentisch zu leben. Das gilt für die Beziehungen in Familie und Nachbarschaft, aber auch im beruflichen Umfeld. Entscheidende Voraussetzung wird dabei sein, ob Christen ihre Kirche und Gemeinde so begeisternd, ihren Glauben so prägend und hilfreich erleben, dass sie gerne und natürlich davon reden. „Wes das Herz voll ist, dem geht der Mund über!“ (Lk 6,45).

Zum anderen gilt es, Erfahrungen der Nähe Gottes zu ermöglichen. Die Reformation war im Grunde eine Bewegung von Gelehrten und Professoren. Bis heute ist der Talar der Pfarrer die Gelehrtenkleidung der frühen Neuzeit. Betrachten wir dagegen die Beschreibung von Gottesdiensten in biblischen Texten u.a in 1.Kor 14, so stellen wir fest, dass es nicht die Lehre war, die die Menschen überzeugt hat, sondern dass die Menschen im Gottesdienst Gott selbst begegneten. „Tatsächlich, Gott ist mitten unter euch!“ (1.Kor 14,25 BasisBibel)

Ein wesentliches Element, das Menschen hilft, Erfahrungen mit Gott zu machen,

ist die Musik. Hier gilt es, neu zu denken: Nicht welche Musik gefällt mir und ist unserer Tradition angemessen. Sondern, welche Musik dient den Menschen, um Erfahrungen der Nähe Gottes machen zu können? Entsprechend muss man über Kirchenräume und kirchliche Kunst nachdenken. Ich bin mir bewusst, dass Musik und Kunst keine Begegnung mit Gott machen. Aber Musik und Kunst helfen der Seele, sich zu öffnen und Gottes Gegenwart wahrzunehmen.

Letztlich sind Begegnungen mit Gott nicht machbar. Sie erfordern sicherlich, dass wir unseren Teil beitragen, sie sind aber dennoch unverfügbar. Das weist uns neu auf das Gebet, das Jesus uns lehrte: Dein Reich komme! Denn sein Reich ist nichts Anderes als der Raum der Nähe und Gegenwart Gottes mitten in unserer sichtbaren Welt.

### Konsequenzen

Was bedeuten diese Wahrnehmungen und Überzeugungen für unsere Evangelische Kirche?

#### 1. Vielfalt fördern

Vielfalt ist nicht Zerfall einer ursprünglichen Einheit. Vielfalt der Gemeinde ist die kreative Antwort des Heiligen Geistes auf die Vielfalt der Welt. Diese Vielfalt gilt es zu fördern und in die Bereiche hinein zu erweitern, in denen wir wahrnehmen, dass Kirche noch nicht angekommen ist oder sich zurückgezogen hat.

Vielfalt kann gefördert werden, indem Gemeinden anderer Gemeindeformen als gleichberechtigt anerkannt und finanzi-

ell und personell unterstützt werden. Vielfalt kann gefördert werden, indem Kirche aktiv neue Gemeinden an besonderen Standorten gründet. Der Stuttgarter Westen ist das dichtest besiedelte Wohngebiet Deutschlands. Könnten hier nicht neben den parochialen Gemeinden neue Gemeinden entstehen, die sich den Menschen zuwenden, die die klassischen Gemeinde nicht oder nicht mehr erreicht? Wie wäre es eine Gemeinde zu gründen, die sich Kunstschaffenden zuwendet. Wie wäre es, eine Gemeinde zu gründen, die Geschäftsleute im Blick hat? Wie wäre es im Neckarpark, einem neu entstehenden Wohngebiet, eine Gemeinde zu gründen, um die Menschen, die sich dort neu einleben, zu erreichen?

Wie soll das gehen, wenn wir den Pfarrermangel betrachten? Aber gehört zur Vielfalt nicht auch, dass Ehrenamtliche, Diakone oder Jugendreferenten Gemeinden gründen könnten? Kirche lebt von der Vielfalt der Gaben und der Vielfalt der Berufungen.

## 2. Miteinander suchen

Die wachsende Vielfalt braucht einen neuen Blick für das Miteinander der Christen in der Stadt. In Stuttgart wächst dazu ein kleines Pflänzchen: zehn bis zwanzig Gemeinde-Leiterinnen und -Leiter treffen sich einmal im Monat zum Gebet. Im Herbst lassen sechzehn Gemeinden den Gottesdienst in ihrem Gottesdienstraum ausfallen, um miteinander Gottesdienst zu feiern. Gemeinsam Gott groß machen, ist das Anliegen dieses Gottesdienstes.

So muss Einheit des Leibes Christi in der Stadt sichtbar werden: „Ich bin in ihnen

gegenwärtig und du in mir. Sie sollen untrennbar zusammengehören. Daran soll diese Welt erkennen: Du hast mich gesandt, und du liebst sie, so wie du mich liebst.“ (Joh 17,23 BasisBibel) Ich wünsche mir sehr, dass die evangelische Kirche in diesem Suchen nach Einheit eine aktive und gestaltende Rolle einnehmen kann.

## 3. Lebensweltliche Relevanz gewinnen

Glaube ist immer freiwillig. Er wächst in der Nähe Gottes und in der Gemeinschaft mit anderen Christen. Glaube ist Antwort auf den Anspruch und die liebevolle Zuwendung Gottes. Wenn wir wollen, dass Menschen zum Glauben finden, bzw. dass der Glaube sie finden kann, müssen wir konsequent die Frage stellen, wie wir den Menschen helfen können, diese Erfahrung für sich zu machen.

Ich wünsche der Kirche, dass sie sich dieser Frage radikal und offen stellt: Was ist das Unaufgebare im christlichen Glauben? Für Jesus sind es die Menschen. Er hat den höchsten Preis bezahlt, um die Menschen zu gewinnen. Ich wünsche mir, dass auch für die Kirche die Menschen unaufgebbar sind. Das würde allerdings bedeuten, dass kirchliche Strukturen, alte Gebäude und gepflegte Traditionen aufgebbar sind, wenn sie dem Unaufgebaren im Weg stehen.

*Buchempfehlungen: Harald Sommerfeld, Mit Gott in der Stadt; Alan Platt, City Changers; Jay Pathak und Dave Runyon, The art of neighboring;*

Steffen Beck

## Wie erreichen wir die Menschen in der Stadt?

Steffen Beck im Gespräch mit Andreas Schäffer



Leiter der ICF (International Christian Fellowship) Karlsruhe

*Andreas Schäffer (A.S.):  
Kannst du kurz beschreiben, wie es dazu kam, dass du mit deiner Frau Sybille ICF Karlsruhe gegründet hast?*

Steffen Beck (S.B.): Ich komme aus Dettingen bei Bad Urach und bin schon als Kind in den Glauben hineingewachsen. Mein Vater war dort Posaunenchorleiter und ich hatte in Kirche, Gemeinschaft und dem CVJM meine Heimat gefunden. Nach meiner Ausbildung am Johanneum war ich im CVJM Baden und im CVJM Liedolsheim angestellt. In dieser Zeit habe ich gemerkt, dass ich kein klassischer CVJM-Sekretär bin. Meiner Frau und mir lag immer Gemeindeaufbau am Herzen und unser Ziel war es, eine Gemeinde aufzubauen, die an sich missionarisch ist und nicht nur ab und zu missionarische Aktionen macht.

Im CVJM und in der Kirche hatten wir von 1991 bis 2001 viele Möglichkeiten. U.a. ist ein Zweitgottesdienst für die CVJM-Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter entstanden, da viele im klassischen Gottesdienst keine Heimat gefunden haben. 1999 hatten meine Frau und ich den Willow-Creek-Kongress in Karlsruhe besucht und das Bild von Kirche, das Bill Hybels da gezeichnet hat, hat uns begeistert. **Eine Kirche, zu der man seine Freunde mitbringen kann, auch**

**wenn sie keine kirchliche Sozialisation haben.**

Zunächst haben wir gemeinsam mit dem örtlichen Dekan und mit Bischof Fischer überlegt, wie eine solche Gemeinde gegründet werden kann. Am Ende aber haben meine Frau und ich die Gemeinde dann doch außerhalb der Kirche gegründet. Erst später haben wir gemerkt, dass wir mit unseren Überzeugungen gut zu ICF passen und haben uns dann ICF angeschlossen.

*A.S.: Wie muss man sich ICF Karlsruhe vorstellen?*

S. B.: Wir sind in den letzten Jahren sehr schnell gewachsen. Aktuell haben wir am Sonntag drei Gottesdienste. Es kommen insgesamt 1000 Personen und 100 Kinder. Unser Gottesdienst wird an drei weitere Standorte übertragen: Ludwigsburg, Bretten und Walldorf. Dort kommen jeweils zwischen 100 und 300 Personen je nach Standort.

Einer unserer zentralen Werte ist, dass wir eine Gemeinde am Puls der Zeit sein wollen. Das bedeutet: **Wir fragen uns ständig, wie Gemeinde sein muss, dass sie Leute von heute anspricht!** Das wichtigste Wort in diesem Satz ist „ständig“! Der Wandel in der Gesellschaft schreitet so schnell voran, dass

man diese Frage ständig stellen muss. Ganz ehrlich, für mich als 52jährigen Pastor ist dieses „ständig“ mittlerweile ziemlich anstrengend. Das „ständig“ kostet mehr, als dass ich es immer gut finde. Aber ich habe gelernt, dass ich immer wieder Dinge loslassen muss, an die ich mich gewöhnt habe, um an den Menschen dranzubleiben. **Bei uns ist der Wandel ein ständiger Begleiter.**

In unserem Gottesdienst sind die Formen grundsätzlich gar nicht so verschieden von anderen Gemeinden. Es gibt Lobpreis, Gebet, Predigt. Auch im „Was“ gibt es wahrscheinlich wenige Unterschiede. **Uns unterscheidet eher die Kultur und das „Wie“.** Wenn man zu uns in die Kirche kommt, ist man zunächst in einem öffentlichen Foyer wie etwa bei Starbucks. Gottesdienstbesucher erleben Menschen, die sich normal unterhalten. Sie fühlen sich in diesem säkularen Rahmen wohl, weil sie wissen, wie man sich hier verhält. Unseren Medienschop haben wir eingerichtet, weil Menschen wissen, wie man sich in einem Buchladen verhält. Wenn Menschen zum ersten Mal in eine Kirche kommen, sind sie unsicher, weil sie einfach nicht wissen, wie man sich in einer Kirchen verhalten muss. Diese Unsicherheit wollen wir vermeiden. **Wir gestalten den Raum so, dass Menschen sich sicher fühlen.** Und dieses Prinzip versuchen wir, auf alle Bereiche des Gottesdienstes anzuwenden.

*A.S.: Welche Zielgruppe habt ihr für eure Gemeindegarbeit?*

S.B.: Am Anfang in der ICF-Geschichte hatten wir tatsächlich einmal ein Bild

von den Menschen, die wir erreichen wollen. Mittlerweile haben wir erkannt:

**Die Zielgruppe, die wir erreichen, ergibt sich aus dem, wer wir sind.**

Authentisch kann man nur die Menschen erreichen, zu denen man selbst gehört. Wir haben uns gefragt: „Wie müsste Gottesdienst sein, dass ich selbst gerne hingehe? Wie müsste der Gottesdienst sein, dass ich selbst gerne die Leute mitbringe, die ich in meiner Nachbarschaft kennengelernt habe?“ Am Ende entscheidet, wer du bist, über die Frage, wen du erreichst und wen nicht! Wenn ich bin, wer ich bin, bin ich authentisch.

Wir haben gemerkt: Wenn wir die Kirche so gestalten, dass sie den Menschen Spaß macht, dann erzählen sie auch gerne davon weiter und laden dazu ein. Das gelingt eben nur, wenn den Leuten Kirche richtig Freude macht, sie davon begeistert sind und keine Angst haben, sich zu blamieren.

Wie gelingt es, dass kirchenferne Menschen in die Kirchen kommen? Die ehrliche Antwort ist, dass wir in der Kirche tun können, was wir wollen, die Leute bekommen es doch gar nicht mit. Irgendjemand muss in ihrem Umfeld so begeistert davon erzählen, dass sie etwas tun, was sie in 24 Jahren nicht getan haben: Sonntags früher aufstehen und in die Kirche gehen. Wir wollen Dinge machen in unserer Kirche, die so interessant sind, dass die Leute darüber gerne in ihrem Umfeld reden. Ein Beispiel: Bei unserer Serie zum Thema Noah, hatten wir mit 4,5 Tonnen Holz in unserem Saal eine Arche aufgebaut. Dazu hatten wir sogar Tiere vom Staats-

theater ausgeliehen. Elefanten und alles mögliche andere. Die Leute waren so begeistert, dass sie ihre Freunde eingeladen haben. „Das musst du gesehen haben“. Das hat die Leute dazu gebracht über Kirche zu reden. Genau das erleben wir auch bei unserem Musical „Weihnachten neu erleben!“. Unsere Gemeindemitglieder laden gerne dazu ein, weil sie stolz sind, dass ihre Kirche das geschafft hat und weil das Setting in der dm-Arena niederschwellig ist, dass es jedem gefällt. Über 30 000 Leute haben das Musical in der dm-Arena gesehen. **Was bringt kirchendistanzierte Menschen in die Kirche? Menschen, die so begeistert sind, dass sie sie einladen.**

*A.S.: Gibt es missionarische Aktionen in eurer Gemeinde?*

S. B.: „Weihnachten neu erleben“ ist sicher so eine Aktion. Wir schätzen dass 15000 Menschen aufgrund von Einladungen dazugekommen sind, die sonntags nicht in die Kirche gehen. Mittlerweile laden Kirchendistanzierte kirchendistanzierte Menschen ein. Was kann es besseres geben! Dabei ist uns wichtig, dass die Leute im Musical das Evangelium hören, aber nicht überfordert werden. Unser Ziel ist, dass unsere Kirche jeden Sonntag missionarisch ist, darum haben wir bisher z.B. noch nie an Pro-Christ teilgenommen.

Wir sind eine klassisch attraktionale Gemeinde, aber wir wissen, dass unsere Gemeindeglieder missional leben sollen. In der Theologie werden diese beiden Dimensionen gerade sehr stark unterschieden. Für uns gehört beides zusammen. **Ohne die attraktive Gemeinde**

**gibt es nichts, wozu man einladen kann. Ohne die Leute, die einladen, macht eine attraktive Kirche keinen Sinn. Zu jeder guten attraktionalen Gemeinde gehört ein missionaler „lifestyle“.**

*A.S.: Wie begleitet ihr die ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Wie geht es weiter für die Menschen, die zu euch kommen?*

S.B.: In einer so großen Gemeinde ist es nicht immer einfach den Menschen gerecht zu werden und dafür zu sorgen, dass niemand irgendwie durchrutscht. Da haben andere Gemeinde sicher bessere Strukturen. Grundsätzlich laden wir die Leute in Kleingruppen und/oder zur Mitarbeit ein. Damit das gelingt, braucht man aber einen Freund, der einen begleitet und hilft, den richtigen Platz zu finden. Uns ist wichtig, dass die, die zum Glauben finden, dann auch in die Mitarbeit hineinwachsen. Gemeinde ist wie ein Rettungsboot und jeder, der mit an Bord ist, gehört zur Crew.

Immer wieder stellen wir aber fest, dass es Menschen gibt, die für lange Zeit nur in den Gottesdienst kommen. Aus diesem Grund ist uns wichtig auch im Gottesdienst grundlegende Lehre zu vermitteln. Allerdings nutzen wir eine Sprache, die für die Leute verständlich ist. Unsere Auftrag ist es nicht, die Zahl der Gottesdienstbesucher zu erhöhen, sondern Nachfolger Jesu zu machen. **Wir haben einen Jüngerschafts-Auftrag und nicht nur Bekehrungs-Auftrag.** Dieser Jüngerschafts-Auftrag gelingt nicht immer und wir sind etwa durch Bibelschulen ergänzungsbedürftig.





Wir haben festgestellt, dass Menschen sehr unterschiedlich wachsen. Eine große Hilfe ist uns das Programm „next step“, das wir seit einigen Jahren durchführen. **Ziel ist es, die Menschen in fünf Bereichen ihres Lebens zu einem nächsten Schritt zu ermutigen, der ihnen hilft den Glauben zu leben.** Die fünf Bereiche sind: Glaube, Beziehungen, Beruf, Gesundheit und Ressourcen. In diesen Bereichen bieten wir eine große Zahl von Schulungen an, um jeden zu ermutigen, für sich den nächsten Schritt an der Stelle zu gehen, wo es für ihn dran ist. Wir ermutigen die Leute immer wieder zu fragen, was ist in welchem Lebensbereich mein „next step“? Wir merken, das Konzept ist flexibel und wird der Vielfalt der Menschen und ihren Lebenssituationen gerecht.

*A.S.: Eure Gemeinde ist relativ jung und schnell gewachsen. Was bedeutet das für die anderen Gemeinden? Gibt es Konkurrenzdenken zwischen den Gemeinden?*

S.B.: Wir müssen ehrlich sein! Viele gute Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind gerade am Anfang aus anderen Gemeinden gekommen. Anders wäre es gar nicht möglich gewesen. Dabei sind es

hauptsächlich zwei Gründe, warum sich Leute uns angeschlossen haben und eine Gemeinde wechseln. Zum einen sind sie mit ihren Vorstellungen oder ihrem Potential in ihren Gemeinden nicht wahrgenommen worden oder konnten es nicht ausleben. Zu anderen haben wir aber auch viele Leute gewonnen, weil sie mit den Menschen, die sie lieben, zu uns kommen konnten.

Dazu kommt, dass junge Leute nicht mehr so in ihren Traditionen verhaftet sind, wie es früher war. Heute geht man einfach da in die Kirche, wo es einem am besten gefällt. Wir merken aber auch, dass wir als Gemeinde nicht jedem passen. Es gibt auch Leute, die von uns weggehen, weil ihnen z.B. der Gottesdienst zu laut ist. Letztlich brauchen wir in der Stadt eine große Vielfalt von Gemeinden, die an ihrem Platz Menschen erreichen und ihnen Heimat bieten.

In Karlsruhe treffen sich die Pastoren der Freikirchen einmal in der Woche zum Gebetsfrühstück. Dadurch sind gute Freundschaften entstanden. Das hilft uns mit Konkurrenz gut umzugehen.

A.S.: Vielen Dank für deine Zeit!

Dr. Werner Schmückle



## Impulse für die Gemeindearbeit in der Stadt

*Buchbericht zu:*  
*Timothy Keller: Center Church deutsch – Kirche in der Stadt, 2. Aufl. Gießen 2017*

Der Autor, Timothy Keller, ist Gründungspastor der Redeemer Presbyterian Church in New York. Er hat in seinem Dienst die Erfahrung gemacht, dass sich die Arbeit in der Großstadt grundlegend von der Arbeit in einer ländlichen Gemeinde unterscheidet. Der amerikanische und freikirchliche Horizont des Buches ist deutlich, es enthält aber auch wichtige Impulse für die Arbeit von landeskirchlichen Gemeinden in der Stadt. Viele Anregungen gelten aber auch für die Arbeit in kleineren Gemeinden, die ja an den Veränderungen in unserer Gesellschaft ebenso Anteil haben.

Professor Michael Herbst aus Greifswald stellt in seinem Vorwort fest: „Die Zukunft gehört den Städten und in den Städten begegnet uns die Zukunft. Darum brauchen gerade große Städte innovative, leidenschaftliche Gemeinden“ (11) Das gilt in Deutschland auch für die sogenannten Metropolregionen, zu denen eine Großstadt und die umliegenden kleineren Städte und Dörfer gehören.

Michael Herbst beschreibt auch die Fragestellung, um die es bei der Arbeit in städtischen Großräumen geht: „Wie

können wir in eine Kultur einwandern, in ihr heimisch werden, sie verstehen, ihren Aufstand gegen Gott entlarven und ihre guten, gottgemäßen Anteile zugleich würdigen, um dann den Menschen in diesem kulturellen Kontext das Evangelium zu bezeugen?“ (11)

Das Buch will kein „Methodenbuch“ sein, sondern umfassend beschreiben, was es bedeutet, Gemeinde in der Stadt zu sein. Es geht um „das Evangelium als Glaubensgrundlage“, um die „theologische Vision, die die Haltung einer Gemeinde beschreibt“ und um „die Umsetzung in der praktischen Gemeindearbeit“. (29)

Timothy Keller ist überzeugt: Es braucht eine geistliche Erneuerung aus dem **Evangelium**, „eine Wiederentdeckung des Evangeliums, die das Leben verändert.“ (65) Er versteht unter Evangelium gut reformatorisch, was Christus für uns getan hat. Er grenzt das Evangelium gegen Gesetzlichkeit und Moralismus auf der einen Seite und gegenüber Gesetzlosigkeit und Relativismus ab. Das Evangelium verändert, es hat Konsequenzen. „Wenn ich tief in meinem Herzen weiß, dass Gott mich in seiner Gnade angenommen hat und liebt, dann kann ich aus innerer Freude und Dankbarkeit heraus gehorsam sein.“ (58) Das Evangelium besitzt die Kraft, „in die Hoffnungen,

Ängste und Götzen jeder Kultur und Person hineinzusprechen.“

Dazu braucht es aber die **Kontextualisierung** des Evangeliums. Dabei geht es um die Frage, wie man die Kultur von Menschen, ihre vorhandenen Weltanschauungen und Überzeugungen wahrnimmt und ihnen kritisch begegnen kann. „Echtes, durchdachtes Kontextualisieren führt den Menschen vor Augen, wie ihre Hoffnungen, Sehnsüchte und die kulturellen Erzählungen, auf denen ihre Gesellschaft beruht, in Jesus ihre Lösung und Erfüllung erfahren können.“ (97)

Keller ist der Überzeugung, dass Gemeinden eine Vision für ihre Stadt benötigen, „wie man das Evangelium in der jeweiligen kulturellen und zeitlichen Situation umsetzen kann“. (27) „Eine theologische Vision ist eine biblisch begründete Neuformulierung des Evangeliums mit seinen reichhaltigen Auswirkungen auf Leben, Arbeit und Mission in einer bestimmten Kultur zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Geschichte.“ (30)

Für Gemeinden, die mit Wertschätzung und passend zur jeweiligen Stadt (egal welcher Größe) arbeiten, sieht Keller sieben entscheidende **Merkmale** (169):

1. Respekt gegenüber urbanen Empfindlichkeiten
2. besondere Sensibilität für kulturelle Unterschiede. Es ist nötig, „Gemeinde in der Stadt so breit wie möglich aufzu-



stellen und möglichst viele Kulturen zu integrieren“ (171)

3. lokales soziales Engagement. „Kirche in der Stadt sollte in der Gesellschaft dafür bekannt sein, dass ihr das Wohl aller nahen und fernen Mitmenschen am Herzen liegt“ (172)

4. Integration von Glaube und Beruf. „Kirche in der Stadt sollte... berufliche Netzwerke fördern und ihnen Hilfestellung in der Bewältigung der theologischen, ethischen und praktischen Probleme geben, die sich im Beruf ergeben.“ (172)

5. Sinn für Evangelisation

6. ansprechende und herausfordernde Predigten

7. Engagement für Kunst und Kreativität

Eine Gemeinde, die ihrem missionalen Auftrag gerecht werden will, stellt sich immer wieder die Frage: „Was hat Gott mit diesem Stadtteil vor?“, sie hört den Menschen in ihrer Umgebung zu (237) und legt Wert auf das ehrenamtliche Engagement. (258) „Eine missionale Gemeinde freut sich an der Stadt, sorgt für sie und betet für sie“ (240)

### Keller benennt vier **Dimensionen der Gemeindearbeit:**

1. Menschen mit Gott in Verbindung bringen (Evangelisation und Anbetung) Dabei gilt: „Der Hauptanreiz für die Einladung an Außenstehende ist die Verständlichkeit und Qualität der Gottesdienstterfahrung“ (280)

2. Menschen miteinander in Verbindung bringen (Gemeinschaft und Lehre) „Das wahre Geheimnis fruchtbarer und effektiver Mission ist die Qualität unserer Gemeinschaft“ (286)

3. Menschen mit der Stadt in Verbindung bringen (soziales Handeln) „Das Evangelium verbindet Christen nicht nur untereinander, sondern auch mit den Menschen in der Stadt, die Gott noch nicht kennen und soziale Hilfe brauchen“ (296) „Der Wunsch, den Armen zu helfen, entspringt einem Herzen, das von der Gnade berührt worden ist und jedes Überlebensgefühl abgelegt hat.“ (300)

4. Menschen mit der Kultur in Verbindung bringen (Integration von Glaube und Beruf) Die Berufswelt der Gemeindeglieder stellt die Verbindung zur Kultur dar.

Von daher gilt es, die Gemeindeglieder „nicht nur für ihr evangelistisches Zeugnis auszurüsten, sondern auch für das Leben in Beruf und Gesellschaft“. (239)

Größten Wert legt Keller auf die **Zusammenarbeit** der Gemeinden in einer Stadt. „Keine Gemeinde kann eine ganze Stadt erreichen. Das können wir nur, wenn wir bereit sind, mit anderen Gemeinden zusammenzuarbeiten.“ (340) „Die Stadt wird erst dann für Christus gewonnen, wenn viele unterschiedliche Denominationen zu dynamischen Mini-bewegungen werden.“ (344)

### **Käm er heute –**

*Käme er heute und machte es wie damals  
sähe es so aus?*

*In den Slums von East-Harlem*

*Maria eine Neger-Mammie.*

*In den Gassen Palermos*

*Josef heißt Salvatore.*

*Im Zelt der Besitzlosen jenseits des Jordan  
Gott, Bruder der Armen.*

*Elf Quadratmeter für Jesus, Maria und Josef  
im siebenstöckigen Hochhaus*

*von Wong Tai Sin –  
siebentausend Nachbarn sind Hirten unterm  
gleichen Dach.*

*Mietpartei irgendwo im Revier:*

*Ach so, nur ein Zimmermann.*

*In einer Vorstadtbaracke, im Gleisdreieck,  
in der Kolonie Rote Erde.*

*Längst ist vergessen:*

*Auch in Bethlehem gab es Wohnzimmer,  
reichgedeckte Tische und Marmor.*

*Käme er heute und machte es wie damals –  
wie sähe es aus?*

*Kurtmartin Magiera*

## Die Stadt

Ralf Meister



*Bischof der Evangelisch-lutherischen  
Landeskirche Hannover*

Die Stadt ist die älteste Erfindung der Menschheit und eine der größten Kulturleistungen. Sie ist das mutige Versprechen auf ein glückliches Leben. Weltweit bleibt sie die einzige Siedlungsform, die eine Chance bietet, mit den begrenzten bewohnbaren Flächen auf der Erde verantwortlich umzugehen. Wenn bis zum Jahr 2030 von acht Milliarden Menschen fünf Milliarden in Städten wohnen werden, müssen einige dieser Städte gigantisch gewachsen sein, um allen Bewohnern angemessenen Raum zur Verfügung zu stellen. So sind die positiven Verheißungen städtischen Lebens mit massiven Zumutungen verbunden: sozialräumliche Enge, Begegnung mit dem Fremden, isolierte Existenzweise, soziale Spaltung, öffentliche Konflikte.

Damit hat die Kirche eine zentrale Aufgabe in der Stadt der Zukunft. Denn die Kirchen pflegen den Ortssinn. Keine andere Institution hat über Jahrhunderte im Wachstum und Schrumpfen, in dem Ausweiten und der Verwandlung unserer Städte diese Kontinuität und Aufmerksamkeit für den Ortssinn bewahrt. Die Dome und Münster sind die einzigen Immobilien, die sich als unverfügbare Räume jedweder Kommerzialisierung

oder politischer Instrumentalisierung widersetzen. Kirchen bilden Schutzräume und Asylorte für bedrohte Menschen, ermüdete Seelen, trostlose Wanderer.

Sie sind dem Geist des Ortes, dem *genius loci*, treu geblieben. Es bleibt eine fröhliche Pflicht, in das Erwachen eines neuen Interesses an den Städten ein paar Spuren zu legen.

Die Stadt bleibt als Spielraum religiöser Entwicklungen einzigartig. Wo religiöse Weltdeutungen konkurrieren und sich tagtäglich begegnen, entstehen Abgrenzungen, Vorwürfe und Vergleiche. Toleranz und Dialogbereitschaft müssen eingeübt werden. Es gibt keine Alternative zu einem Dialog der Religionen in der Stadt. In einem solchen Gespräch bündelt sich das Hoffnungspotenzial, Städte zu Orten zu verwandeln, die für alle Bürgerinnen und Bürger lebenswert sind. Das ist nicht nur ein politisches Geschäft, es ist auch ein Handeln Gottes, um das Gläubige aller Religionen in einer Stadt im Gebet bitten. Dieser Dialog wird mühsam bleiben und braucht gerade deshalb begleitende Formen, die in kritischen Zeiten die Gewähr für kontinuierliche Begegnungen bieten.

Die Kirche bleibt ein geistlicher Bedeutungsträger für das städtische Gemeinwesen. Dafür braucht sie auch in der Zukunft ein klares geistliches Profil. Die evangelische Kirche sollte in glaubwürdiger Gestaltung ihre Räume und Gesten, ihre Zeiten und Angebote der Stadt zeigen.

„Steh auf und geh in die Stadt, dort wird man dir sagen, was du tun sollst.“ Mit dieser biblischen Aufforderung aus dem Lukasevangelium bleiben die Kirchen Rasthäuser, um Menschen für das Leben in den Städten zu stärken. Christinnen und Christen halten an der Vision fest, dass eine städtische Gestalt möglich ist, in der Frieden und Gerechtigkeit für alle gelten. Diese Vision muss heute, mehr denn je, auf einen mündigen Stadtbürger vertrauen, der die Herausforderung annimmt, seine Freiheit in Verantwortung für die ganze Stadt zu leben.

*Geleitwort zur Dokumentation des ökumenischen Kooperationsprojekts „Kirche findet Stadt“ – Kirche als zivilgesellschaftlicher Akteur in Netzwerken der Stadtentwicklung, Erfahrungen - Handlungsempfehlungen - Perspektiven*  
[www.kirche-findet-stadt.de](http://www.kirche-findet-stadt.de)



## **Weihnacht in der großen Stadt**

*Seltsam schaut die Stadt heut aus:  
Alle Fenster sind verdunkelt!  
Und es flüstert und es munkelt  
Sonderbar in jedem Haus.  
Straßenbahnen läuten nicht.  
Einsam leuchten die Laternen.  
Und von oben aus den Sternen  
Fällt der Schnee so weich und dicht.  
Wie ein Riese schläft die Stadt,  
Die der Himmel mit dem feinen  
Weißen Schnee wie unter Leinen  
Zärtlich eingemummelt hat.  
In den Türmen hängen stumm  
Große Klöppel im Gehäuse.  
Nur der Wind weckt manchmal leise  
In den Glocken ein Gebrumm.  
Seltsam ruhig ist es heut  
In den Straßen und den Gassen.  
Selbst der Marktplatz ist verlassen  
Und wie tot um diese Zeit.*

*Aber da mit einem Mal  
Wehen in das Spiel der Flocken  
Von den Türmen, von den Glocken  
Silbertöne ohne Zahl.  
Und die Kirchen, groß und schwer,  
Öffnen mächtig die Portale.  
Und da gehn mit einem Male  
Wieder Menschen hin und her.  
Stimmen lachen, Türen gehn,  
Und in schmalen Fensterritzen  
Kann ich etwas golden blitzen  
Und verwirrend blinken sehn.  
Plötzlich scheint die Stadt erwacht.  
Auch die Kinder hör ich wieder.  
Und es tönen Weihnachtslieder  
Fröhlich in die weiße Nacht.*

James Krüss

---

### **Die Evangelische Sammlung in Württemberg**

ist ein Zusammenschluss von Theologinnen,  
Theologen und engagierten Laien innerhalb der Landeskirche.

Ihr **Anliegen** ist es, den Dienst am Evangelium zu unterstützen, das Leben unserer Kirche mitzugestalten und den missionarischen Auftrag wahrzunehmen.

**Grundlage** ihrer Arbeit ist das Evangelium von Jesus Christus, wie es in der Heiligen Schrift gegeben und in den Bekenntnissen der Reformation bezeugt ist.

Die Evangelische Sammlung weiß sich den **Kernaussagen lutherischer Theologie** verpflichtet: Solus Christus (allein Christus), sola gratia (allein aus Gnade), sola fide (allein durch den Glauben), sola scriptura (allein die Schrift).

Viermal im Jahr erscheint der Rundbrief der Evangelischen Sammlung.

Herausgeber: Evangelische Sammlung in Württemberg e.V., Bismarckstraße 5, 71272 Renningen  
Internet: [www.evangelische-sammlung.de](http://www.evangelische-sammlung.de)

Vorsitzender: Kirchenrat Dr. Werner Schmückle, Dürnauer Weg 26B, 70599 Stuttgart-Birkach  
Stellvertretende  
Vorsitzende: Agnes Dannhorn, Reginenstraße 60, 70597 Stuttgart  
Andreas Schäffer, Veielbrunnenweg 69, 70372 Stuttgart

Geschäftsstelle: Renate Klingler, Bismarckstraße 5, 71272 Renningen,  
Tel. (07159) 9399491, E-Mail: [evangelische.sammlung@web.de](mailto:evangelische.sammlung@web.de)  
Bestellung weiterer Exemplare des Rundbriefes bei der Geschäftsstelle

Redaktionskreis: Dr. Werner Schmückle (V.i.S.d.P.), Agnes Dannhorn, Christel Hausding, Renate Klingler  
Konto: Evangelische Sammlung in Württemberg  
Evang. Kreditgenossenschaft Stuttgart, IBAN-Nr.: DE 82520604100000414271, BIC: GENODEF1EK1

Rechner: Hermann Braun, Wiesentalstraße 10/2, 71397 Leutenbach-Nellmersbach  
Layout/Satz: ART OFFICE, Martin Lang, Pliezhausen  
Fotos: privat  
Druck: Grafische Werkstätte der BruderhausDiakonie, Reutlingen

---

Bitte teilen Sie uns Änderungen Ihrer Anschrift rechtzeitig mit. Vielen Dank!

O wohl dem Land, o wohl der Stadt,  
so diesen König bei sich hat.  
Wohl allen Herzen insgemein,  
da dieser König ziehet ein.  
Er ist die rechte Freudensonn,  
bringt mit sich lauter Freud und Wonn.  
Gelobet sei mein Gott,  
mein Tröster früh und spat.

*Georg Weissel*